

für die Genossenschaft. Was hatte er denn? Immer diese Phrase von der „Wahrheit in der Malerei!“ Was ist Wahrheit? Wer will Wahrheit? Kauft man Wahrheit? Seit wann ist Wahrheit ein Artikel, der geht? Wozu die Neuerung? Sie wollten sich nicht stören lassen. Mochte er sich heiser schreien, sie hörten nicht auf ihn, er war ein Narr. Wahrheit, schrie er, zur Ehre und Größe unseres Landes! Gehen wir lieber Tarockspielen, antworteten sie ihm. Er hat damals oft vor Zorn geweint, vor Zorn und Scham, daß solche Menschen sich Künstler nennen dürfen. Da fieng man nach und nach an, den unbequemen Mahner, dem es um die Malerei ernst war, lästig zu finden, er begann, sie zu genießen. Nun, dafür gibt es ja ein Mittel, man hat ja ein „Peitscher!“: seine Bilder wurden refusiert! Refusiert! Man muß nur wissen, was das für ihn war!... Er war 1873 zuerst als Volontär, dann als wirklicher Schüler bei Professor Lichtenfels eingetreten, hatte 1874 bei Feuerbach gelernt und im selben Jahre zum ersten Male im Künstlerhaus ausgestellt; 1876, bei der Eröffnungsausstellung in der Akademie der bildenden Künste, war eines seiner Bilder vom Kaiser für das Belvedere angekauft worden. Seither stellte er regelmäßig aus und blieb mit der Genossenschaft im besten Verhältnis. Das alles waren Bilder eines Dilettanten von Geschmack und Fleiß gewesen, nicht eben schlechter als die Sachen der Herren Kollegen, aber auch nicht viel weniger schlecht. Nun war er nach Paris gekommen. Was er dort gelernt hatte, bezeugten ihm die Franzosen: zwei seiner Bilder bekamen auf der Weltausstellung die Mention. Eines von diesen, „Nachtpartie aus Samois“, wollte er jetzt, drei Jahre später, im Künstlerhaus ausstellen und — dieses Bild, das sich in Paris die Mention geholt hatte, wurde ihm jetzt im Künstlerhaus refusiert. Und refusiert wurde ihm der „Brandleger“ (Motiv aus Fontainebleau) und refusiert wurde ihm das „Haidekraut“ (Motiv aus Fontainebleau). „An diesem Punkte bin ich nun angelangt, nachdem ich seit 1884 Ihrer sehr ehrenwerten Genossenschaft angehört habe,“ rief er damals, 1891, in seiner großen Rede gegen die Jury aus, aber es saßen nur noch ein paar junge Leute da, die anderen waren schon wieder Tarockspielen gegangen.

Was hatte er denn eigentlich so Furchtbares gethan? Was war sein Verbrechen? Was zog ihm diesen Haß zu? Es ist noch nicht zehn Jahre her und man kann es heute schon kaum mehr begreifen. In einem Brief an einen kritischen Regierungsrath, der ihn in der Wiener Weise mit ein paar Wizen abgethan hatte, citirt er eine Aeußerung des Recensenten, vom 29. März 1890, über ein Bild von Ribarz: „Ob die Gewächse in Schnee oder poudre de riz wachsen, weiß ich nicht anzugeben, Erde ist's gewiß keine“, und fügt nur die Worte an: „Ribarz, 1889, goldene Medaille nach harter bitterer Arbeit in Paris errungen — Empfang in der Heimat!“ Dann vertheidigt er das Bild und fährt fort: „Und weil ich schon bei Beispielen bin, so will ich der Seife erwähnen, die von vielen Kunstschriststellern den Jüngern auf Uhdes Abendmahl zum Händereinigen empfohlen wurde. Können Sie mir da vielleicht folgende Fragen beantworten: Wie sieht die Hand eines fünfzig- bis sechzigjährigen Mannes, keine Salonhand des neunzehnten Jahrhunderts, in einem solchen Raume aus? Wo hat Uhde diese Figuren und diese Hände gemalt? Auswendig aus der Erinnerung oder nach der Natur? Was soll einen so ernsten Künstler veranlassen, eine Hand, die er sieht und die ihn begeistert, anders darzustellen, als sie ist? Oder soll er in solchen Momenten an die Kritiker denken?“ Um welche Dinge hat man sich damals herumgeschlagen müssen — und müssen wir es denn nicht noch immer?

Sein Programm war „der Kampf gegen die Schablone und gegen die Anlehnung“. Es galt ihm, nach keinem Muster zu malen, sondern nach seiner Ueberzeugung. Man soll von uns einmal sagen, „daß wir keine Nachahmer, keine Anbeter von Götzen, sondern bestrebt waren, die Individualität eines jeden einzelnen und die Individualität unserer ganzen Zeit zum Ausdruck zu bringen.“ Was Hevesi später in der klassischen Formel ausgesprochen hat, die jetzt das neue Haus schmückt: „Der Zeit ihre Kunst!“, das wird er zu predigen nicht müde. Individualität, Individualität des Einzelnen und Individualität der Zeit! Individualität und — Farbe! Die Entdeckung der Farbe ist ihm die große That unserer Zeit: „Wir alle wissen jetzt, daß ein Gemälde, noch so schön gezeichnet und noch so herrlich componiert, unvollkommen ist, wenn es nicht gemalt ist... Die Farbe und die Helligkeit der Luft, das Dunkel des Waldes, die beleuchtete Wiese, das Terrain in all seinen Nuancen und Farben, das Meer mit seinen brandenden Wogen, der Stoff eines Kleides in der Sonne und im geschlossenen Raum!... Die heutige Malerei läßt ein Bild nur gelten, wenn daran jeder Centimeter vom Künstler auf seine Wahrheit vertheidigt werden kann und wenn jeder Winkel denselben Ernst und dieselbe Treue hat. Ein Bild muß überzeugen, überzeugen!“ Auf einem anderen Zettel habe ich, mit der Aufschrift: „Der neue Professor zu seinen Schülern“, folgende Zeilen gefunden: „Freilichtmalen heißt nichts anderes, als vor allem nach der Natur studieren, nichts malen, worüber Sie sich nicht die vollkommenste Rechenschaft ablegen können, und keinen Centimeter Ihres Bildes darf es geben, welchen Sie nicht gegen jeden Ungläubigen vertreten können. Frei-

lichtmalen heißt vor allem studieren und mit jedem Bilde lernen, nicht einmal gemalten Studie im Atelier alle möglichen Transformationen geben und nicht ein Bild zum Verkaufe malen, sondern um seine eigene Individualität zu suchen. Freilichtmalen heißt, nichts auswendig malen. Sie wissen, wie ich male: wenn es einem von Ihnen einfällt, mich nachzuahmen oder meine Malweise zu gebrauchen, ist der betreffende Schüler entlassen!“

Sein letzter Gedanke ist der Plan einer modernen Galerie in Wien gewesen. Darüber hat er seit 1893 mit dem damaligen Präsidenten des Abgeordnetenhauses und mit dem Vorstande der Genossenschaft verhandelt, ohne freilich gehört zu werden. Nach seinem Entwurf hätte der Reichstag eine Summe zur Gründung einer solchen Galerie zu votieren und dann von Jahr zu Jahr für ihre Erhaltung zu sorgen, Kunstfreunde würden durch Schenkungen oder Legate beitragen. Sie hätte die besten Werke der österreichischen Künstler unserer Zeit aus allen ihren Perioden zu enthalten, so daß sie die ganze Entwicklung eines jeden durch ihre sämtlichen Phasen zeigen könnte; nicht auf die Menge oder Größe der Bilder wäre dabei zu sehen, sondern darauf, daß sie charakteristisch für das Wesen eines jeden Künstlers sind. Doch müßte auch die Entwicklung der anderen Nationen durch markante Beispiele gezeigt werden, so daß wir immer lernen können und angetrieben werden, hinter keiner Action zurückzubleiben. Man weiß, daß die Seceffion diesen großen Gedanken angenommen hat; schon in ihrem ersten Programme war ein Punkt: Die Gründung einer modernen Galerie. Möge sie ihn nicht vergessen, sie könnte das theure Andenken unseres ersten Seceffionisten nicht würdiger ehren! Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Zwischen dem Grafen Thun und dem Dr. Raizl muß sich in den letzten Wochen ein herzbrechender negativer Rivalitätsconflict abgespielt haben. Den Anlaß gab die vielbesprochene Szell'sche Formel, die an Stelle der Bänffy'schen Clausel vom Juli vorigen Jahres getreten ist. Es ist ebenso sicher, daß diese „Formel“ noch demüthigender für Oesterreich ist als die „Clausel“, wie daß die Formel ohne die Zustimmung, ja ohne das Wissen der österreichischen Minister abgemacht worden ist. So ganz als Luft angesehen zu werden, das ist selbst für hartgesottene österreichische Minister Tusch, und die Demission die einzige Antwort darauf. Aber wer sollte demissionieren? Mit dieser Frage fängt die eigentliche Geschichte erst an.

Natürlich fühlte sich in erster Linie der Finanzminister Dr. Raizl durch das Szell'sche fait accompli tief betroffen und der Verzweiflung nahe. Aber die heiße, die tiefe und innige Liebe zu seinem Portefeuille, der er bereits alles geopfert hatte, was er außer Geld sein Eigen nannte, schärfte seinen Geist, und er kam auf einen Ausweg. „Wenn — so mochte er zu sich selbst gesagt haben — du fällst, bist du nicht viel mehr als was du einmal warst, in den Augen vieler Leute eher weniger. Wenn aber der Colleague und Graf Thun wegen der Szell'schen Formel aus beleidigtem Ehrgefühl zurücktritt, kannst du die Schuld auf ihn schieben und das Portefeuille behalten, der Grandseigneur Thun aber bleibt nach unseren socialen Verhältnissen noch immer etwas, auch wenn er aufgehört hat, Minister zu sein. Also, laß den Grafen Thun mit der Demission vorangehen, und du brauchst ihm nicht nachzugehen.“ Wenn Dr. Raizl wirklich so gedacht hat, muß ihn der damals erschienene Leitartikel der „Neuen Freien Presse“ (vom 10. Februar) sehr tief ergriffen haben, in welchem dem Grafen Thun in einem ganz ähnlichen, überaus schmeichelhaften Gedankengange, mit Berufung auf antike Vorbilder, die Demission wegen der Szell'schen Formel dringend angerathen wurde, glücklicher Weise, ohne daß der Name oder Stand des doch beim Ausgleich ressortmäßig eigentlich in erster Linie beteiligten Dr. Raizl auch nur mit einem Worte erwähnt worden wäre.

Ich habe schon damals an der abführenden Wirkung des stark gewürzten Leitartikels sehr gezweifelt. Denn ich war überzeugt, daß Graf Thun, vermöge seiner im In- und Ausland zu einem gewissen Renommée gelangten geistigen Capacität, selbst beim besten Willen den Unterschied zwischen der Bänffy'schen Clausel und der Szell'schen Formel, der den Grund seiner Demission abgeben sollte, gar nicht verstehen würde, viel weniger also noch die antike Nöthigung zur Demission. Ich scheine mit dieser Vermuthung Recht gehabt zu haben. Graf Thun machte keine Miene, wegen beleidigten Ehrgefühls zu Gunsten des Dr. Raizl abzudanken, und Dr. Raizl suchte einen anderen Weg zur Rettung auf. Wenige Tage nachher, nämlich am 14. Februar, erschienen in den „Narodni Listy“ ein steinerweichender Klageruf, daß sich, infolge der ungarischen Vorgänge, in Cisleithanien alles verdreht und verknotet habe und das czechische Volk auf Ueberraschungen (!!) vorbereitet sein müsse. Aber auch dieser Schmerzensschrei fand in den Herzen der czechischen Nation keinen Widerhall. Mit nicht mehr mißzuversprechender Trodenheit erwiderte das Organ des den Jungezecheneclub führenden czechischen Feudalabfels, daß die angekündigten „Ueberraschungen“ denn doch nur „persönlicher Natur“ sein könnten und das czechische Volk in seinen nationalen Interessen nicht berühren könnten. Auch der zweite Versuch des Dr. Raizl, sich mit fremder Hilfe zu retten, war mißglückt.

Und in diesem gefährvollen Augenblick ergriff den Dr. Raizl noch einmal mit verdoppelter Inbrunst die ganze heiße Liebe zum Portefeuille, und sie allein hat ihn schließlich ganz sachte über den gähnenden Abgrund der Szell'schen Formel auf den Flügeln des gesunden Portefeuille-